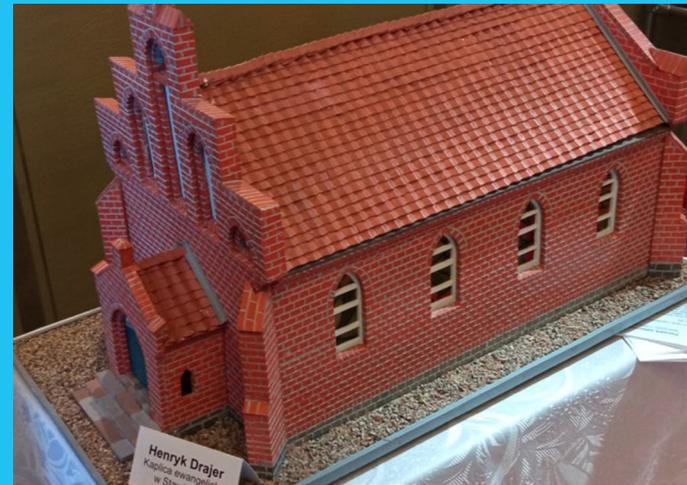
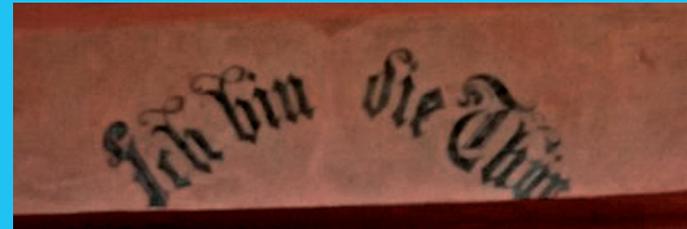
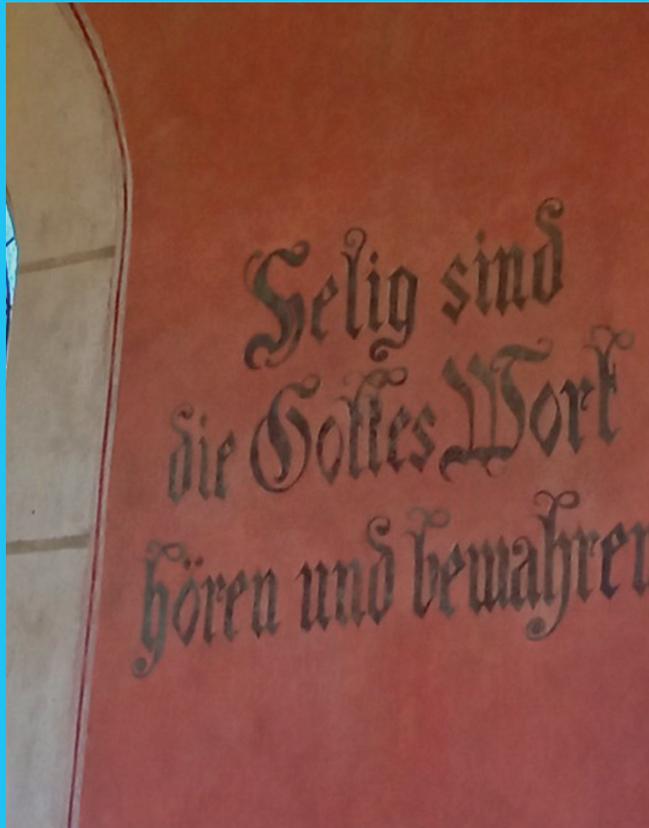


31. Jhg. JULI 2022 Nr. 7 (404)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Erster evangelischer Gottesdienst in Stabigotten/Stawiguda seit 1945. S. 3
Foto. Grzegorz Supady**



Nach der Renovierung behielt die Kapelle ihren ursprünglichen, also sakralen Charakter. Er hob auch hervor, dass das Haus seinen ursprünglichen, d.h. religiösen Charakter beibehalten konnte. Davon zeugen zwei schön restaurierte Inschriften in deutscher Sprache. Die: SELIG SIND DIE GOTTES WORT HÖREN UND BEWAHREN. Die andere befindet sich über der Eingangstür der Kapelle: ICH BIN DIE THÜR.

S. 3 Foto: Grzegorz Supady

Erster evangelischer Gottesdienst in Stabigotten/Stawiguda seit 1945

Von Grzegorz Supady

Das hat wohl niemand erwarten können, dass die alte evangelische Kapelle in Stabigotten (Stawiguda), mitten im katholischen Ermland, wieder Mal ihrem alten Zweck dienen wird.

Am 3. Juli 2022 war es aber soweit: Łukasz Stachelek, evangelischer Pfarrer aus Allenstein, zelebrierte dort den ersten Gottesdienst seit 1945, also nach 77 Jahren Pause.

Im Juni desselben Jahres wurde die ehemalige Kapelle der evangelischen Gemeinde in Stabigotten feierlich als kulturelles Begegnungszentrum, das man „Kulturschmiede“ nannte, in Betrieb genommen. Dies war möglich dank einem großen Einsatz der örtlichen Behörden, die die Sanierung der neugotischen Kapelle in Auftrag gegeben haben.

Erbaut wurde sie 1897, den ersten Gottesdienst hielt dort der aus Allenstein angekommene Superintendent Johannes Hassenstein (1843-1923), eingeweiht wurde sie von Pfarrer Hermann Braun (1854-1931). Ein paar Generationen lang diente sie dann der evangelischen Gemeinde, bis diese nach dem Zeiten Weltkrieg zerstreut wurde.

Zunächst wurde sie als ein Depot für die Stabigotter Feuerwehr, dann sogar als eine Autowerkstattgenutzt. Später war in der Kapelle sogar ein Abstellraum untergebracht. All diese profanen

„Umfunktionierungen“ fügten dem Gebäude beträchtlichen Schaden zu, so dass es immer baufälliger wurde.

Die Rettung kam also quasi im letzten Augenblick.

Am heiteren Julisonntag versammelten sich also einige Gemeindeglieder sowie wohlwollende Freunde der ermländisch-masurischen Lutheraner in der Kapelle, um dem ersten Gottesdienst beizuwohnen. Die Atmosphäre war recht feierlich, alles verlief nach einem abgedruckten Zeitplan. In der Hauptrolle trat Pfarrer Stachelek auf, der anfangs eine kurze Einführung in die turbulente Geschichte des kleinen Gotteshauses machte. Dabei wies auf die glückliche Tatsache hin, dass es heutzutage ein guter Begegnungsort für viele Einheimische, aber auch herzlich willkommene Gäste aus allen Herren Ländern, werden kann.

Er hob auch hervor, dass das Haus seinen ursprünglichen, d.h. religiösen Charakter beibehalten konnte. Davon zeugen zwei schön restaurierte Inschriften in deutscher Sprache. Die eine entstammt dem Heiligen Evangelium und lautet: SELIG SIND DIE GOTTES WORT HÖREN UND BEWAHREN. Die andere befindet sich über der Eingangstür der Kapelle und spielt auf eine leicht verständliche Weise auf die Lehre Jesu an: ICH BIN DIE THÜR. In seinem Schlusswort knüpfte Pfarrer Stachelek an die kriegerische Auseinandersetzung in Polens Nachbarland, der Ukraine, an. Er bemerkte dabei, dass die evangelische Gemeinde jetzt regelmäßig ein Kirchenlied singt, das einen eindeutigen Antikriegscharakter trägt.

So etwas geschah auch diesmal: Aus allen Kehlen ertönte das eindrucksvolle Lied „Ciągły niepokój na świecie“ vor. Den katholischen Kirchgängern ist dieses Lied ebenfalls nicht unbekannt. Deshalb recherchierte ich im Internet, um herauszufinden, wer es

gedichtet und komponiert hat. Dabei stellte sich bald heraus, dass der Textverfasser anonym bleibt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach entstand aber die Textvorlage dieses Kirchlides im Jahr 1969. 1982, also während des noch geltenden Kriegsrechts in Polen, wurde es von der Warschauer Komponistin Zofia Jasnota (1944-) vertont. Zur etwa dergleichen Zeit soll ein jetzt nur schwer zu ermittelnder DDR-Bürger die deutsche Übersetzung geliefert haben. Seitdem machte es als ein polnisches Friedenslied Karriere sogar in den Kreisen der ostdeutschen Oppositionellen!

Heutzutage ist es in der Bundesrepublik als „Unfriede herrscht auf der Erde“ bekannt. Dies ist ein Beispiel dafür, wie sich die Welten Polens und Deutschlands auch auf einer sehr friedlichen Ebene überschneiden können. Es sei hier im Volltext angeführt:

Unfriede herrscht auf der Erde.
Kriege und Streit bei den Völkern
und Unterdrückung und Fesseln
zwingen so viele zum Schweigen.

Ref.: Friede soll mich euch sein.
Friede alle Zeit!
Nicht so, wie ihn die Welt euch gibt,
Gott selber wird es sein.

In jedem Menschen selbst herrschen
Unrast und Unruh ohn' Ende
selbst wenn wir ständig versuchen
Friede für alle zu schaffen.

Lass uns in deiner Hand finden,
was du für alle verheißen.
Herr, fülle unser Verlangen,
gib du uns selber den Frieden.

(https://www.evangeliums.net/lieder/lied_unfriede_herrscht_auf_der_erde.html, Zugriff: 3.07.2022)

Abschließend möchte ich mich bei Herrn Marek Golosseck bedanken, ohne dessen Engagement meine Teilnahme und die meiner Frau an dem Gottesdienst nicht möglich gewesen wäre.

Copernico. Onlineportal

Im Rahmen zweier durch die Bundesbeauftragung für Kultur und Medien (BKM) geförderten Projekte wurde am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft von 2017 bis 2021 das Themen- und Rechercheportal „Copernico. Geschichte und kulturelles Erbe im östlichen Europa“ aufgebaut.

Das ganze östliche Europa ist eine Art Pompeji. Dieses Pompeji fasziniert nicht nur jene, die ihre Heimat verloren haben, sondern jene, die sie neu gewonnen haben und sie sich aneignen.
/ Schlögel, Karl: Topographie des Verlusts. Europäische und deutsche Erfahrungen [2000]. /

Steinort ist ein europäischer Erinnerungsort par excellence, denn hier kreuzen, verflechten und überschreiben sich verschiedenste Geschichten und Erinnerungen.

Das Interviewprojekt von **Ulla Lachauer und Agata Kern** geht diesen vielfältigen subjektiven Erinnerungssträngen nach und legt unterschiedliche Erinnerungskulturen frei.

Weitere Informationen: <https://www.copernico.eu/de>
<https://www.herder-institut.de/en/projects/copernico-history-and-cultural-heritage/>

**Steinort/ Sztynort biografisch –
Perspektiven und Stimmen**

MIGRATIONSGESCHICHTEN UM SCHLOSS STEINORT

Ulla Lachauer¹, Agata Kern²

Schloss Steinort im nördlichen Masuren, bis 1945 Sitz der Grafen von Lehndorff. Der letzte Schlossherr, Heinrich von Lehndorff, war einer der Verschwörer des 20. Juli 1944. Es geht um das Schicksal der ostpreußischen Adelsfamilie und um Lebensgeschichten von Bewohnern des Dorfes, das heute Sztynort heißt. Und um deutsche und polnische Enthusiasten, die das verfallende Herrenhaus zu neuem Leben erwecken. 17 biografische Texte von Vertreibung und Neubeginn, Tragik und Aufbruch einer multiethnischen Region.

Zur Biografie des Projekts

Am Anfang stand die Erinnerung an eine glückliche Kindergartenzeit in Sztynort, im sozialistischen Polen der frühen 1970er Jahre. Agata, das Mädchen von damals, konnte sie nie vergessen. Die Lebensfreude, die herrschaftlichen Räume – im Lehndorffschen Schloss, dem „Pałac“, wie die Sztynorter es nannten.

Agata Kern hat die Fotos von ihrer Kindergartengruppe sorgfältig gehütet. Und den Kontakt zu einigen Mädchen aufrechterhalten, auch nach ihrer Ausreise in die Bundesrepublik, 1989. Später, als Kulturreferentin am Ostpreußischen Landesmuseum, fuhr sie oft mit Schülern und Studenten nach Sztynort. Jahr für Jahr spazier-

te sie rund um das barocke Schloss, das seit 1990 leer stand und verfiel. „Ein magischer Ort!“ Und plötzlich spürte sie diese Magie nicht mehr, da war nur noch ein riesiger steinerner Kasten.

Agata Kern hat die Fotos von ihrer Kindergartengruppe sorgfältig gehütet. Und den Kontakt zu einigen Mädchen aufrechterhalten, auch nach ihrer Ausreise in die Bundesrepublik, 1989. Später, als Kulturreferentin am Ostpreußischen Landesmuseum, fuhr sie oft mit Schülern und Studenten nach Sztynort.

Als 2010 Antje Vollmers „Doppelleben. Heinrich und Gottliebe von Lehdorff im Widerstand gegen Hitler und von Ribbentrop“ erschien, war Agata Kern wie elektrisiert. In dem Buch sah sie die Chance, die Bedeutung ihres Heimatortes und der Steinorter Lehdorffs für andere sichtbar zu machen. Sie war tief beeindruckt vom Wagemut der beiden jungen Adligen Heinrich und Gottliebe. Das Doppelporträt von Antje Vollmer, das von ihrem Leben erzählt, den Jahren im Auge des Sturms – Steinort war nur ein paar Kilometer vom Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ entfernt, im Schloss selbst residierte Außenminister von Ribbentrop - fand in Deutschland, später auch in Polen, ein lebhaftes Echo. Es bereicherte unser Bild vom adeligen Widerstand: Heinrich von Lehdorff, ein eigentlich unpolitischer Mann, war völlig anders als die uns bekannten Verschwörer. Besondere Aufmerksamkeit widmete die Autorin seiner Frau Gottliebe und dem Schicksal der traumatisierten Familie nach 1945.

Vollmers Buch beflügelte die Hoffnungen der Freundinnen und Freunde von Schloss Steinort, die in den Jahren 2009/2010 zusammenfanden. Es ging damals von einem privaten Investor in den Besitz

einer Stiftung, der „Polsko-Niemiecka Fundacja Ochrony Zabytków Kultury“, über. Allen Rückschlägen zum Trotz kam die Rettungsaktion voran, Agata Kern verfolgte sie mit Freude und Bangen.

Damit sind die wesentlichen Elemente des Projekts schon skizziert. Es lag buchstäblich auf der Straße, wartete geduldig. Eines Tages war es soweit: Zusammen mit der Autorin Ulla Lachauer machte sich Agata Kern an die Arbeit, das Copernico-Portal öffnete seine Türen.

Steinort/ Sztynort biografisch – Perspektiven und Stimmen

Eine Polin aus Masuren, eine Deutsche aus Westfalen, Ostpreußen erfahren, jede auf ihre Weise. Sie wollten Biografien in und um Steinort/ Sztynort erzählen auf Basis von Interviews, soweit möglich auch anderen Quellen.

Drei Kapitel, drei große Perspektiven: das Schicksal der Grafenfamilie Lehndorff und - als Kontrapunkt – von Dorfbewohnern, vor und nach 1945. Dazu Porträts von Aktivisten Träumern, die sich für die Zukunft des Ortes engagieren.

Als schwierig erwiesen sich die Interviews für das Lehndorff-Kapitel. Krankheiten kamen dazwischen und die Scheu, von traumatischen Erfahrungen öffentlich zu sprechen.

Dank Antje Vollmers Recherchen gab es ein Fundament, und dank des autobiografischen Interviews von Vera „Veruschka“ von Lehndorff, in dem sie vom Leben ihrer Mutter Gottliebe und der vier Töchter nach Kriegsende berichtet hat. In der Rolle der Familienerzählers tritt der Enkel Verus von Plotho auf. Die Schauspielerinnen Hanna Schygulla, langjährige Freundin von Gottliebe

von Lehdorff, erinnert sich an gemeinsame Zeiten in der Künstlerkolonie Peterskirchen.

Die Dorfgeschichten hingegen fanden sich fast wie von selbst ein. In ihnen wird der Mikrokosmos Sztynort nach 1945 lebendig, das Zusammenleben autochthoner Masuren, die dageblieben waren, Zugewanderten aus den umliegenden Kreisen, sogenannten „Reparianten“ aus Ostpolen und zwangsumgesiedelten Ukrainern – eine multiethnische Gesellschaft, typisch für viele Dörfer der Region. Im Mittelpunkt der sozialistischen Kollektivwirtschaft: das frühere Lehdorffsche Schloss, der „Pałac“. Unter anderem beherbergte er den Kindergarten, seine Geschichte spiegelt das Zusammenwachsen der Gruppen im Dorf.

Inzwischen gehören zu Sztynort auch die Gäste, die sich für die Rettung des Schlosses einsetzen. Ihr Blick von außen, ihre Sympathie - und die Lebensgeschichten, die sie mitbringen.

Darin treffen Familiengeschichten von Vertreibung und Diktatur mit heutigen Welterfahrungen zusammen, mancher Weg nach Sztynort führt über England oder Syrien. Was treibt den Bauingenieur, die Kulturaktivistin, den Manager oder Liedermacher um? Stadtmüdigkeit und Segelleidenschaft, Business-Ideen, die geheimnisvolle Faszination, die von Schloss und Park ausgeht, viele Motive spielen mit. Politische Überzeugungen, dass dieser Ort der deutsch-polnischen Freundschaft dienen sollte. Der Erinnerung an den Widerstand des 20. Juli, als Kontrapunkt zur nahen „Wolfsschanze“, dem Touristenrummel dort und rechtsradikalen Umtrieben.

Zufälle und Fundstücke

Die biografischen Erzählungen haben jeweils ihre eigene, sub-

jektive Wahrheit. Manche führen in Neuland, das sicherlich auch fruchtbar für zukünftige Forschungsprojekte gemacht werden kann. Private und regionale Quellen haben sich aufgetan, eine Vielzahl von Fotos vor allem, die hier erstmals präsentiert werden. Manche Spuren verliefen im Sand, etwa die Suche nach ehemaligen Bediensteten der Lehndorffs. Dafür spielte uns der Zufall die Nachkommen der Steinorter Lehrerdynastie Puschke zu.

Dorfschullehrer über vier Generationen, die zwischen Schloss und Dorf eine besondere Stellung einnahmen. Im Familienbesitz ein Koffer voller Dokumente, darunter ein Brief von Gottliebe von Lehndorff aus dem Jahr 1947.

Das vierte Kapitel des Projekts erzählt von der Migration von Dingen – geraubten, zerstörten, enteigneten, verschwundenen und wiedergefundenen. Zum Beispiel von der Odyssee einer Rokoko-Kommode aus dem Lehndorffschen Schloss. Oder von unscheinbaren Alltagsgegenständen wie Ziegeln, Schüsseln, Schachteln, die Ort und Besitzer wechselten. Mögen die siebzehn Erzählungen dazu beitragen, dass Schloss Steinort und die entlegene masurische Region ihren Platz in Europa finden.

Unser Dank gilt allen Interviewpartner:innen für ihre Geschichten, ihr Vertrauen. Dr. Gaby Huch, der verantwortlichen Historikerin für die Quellenedition „Lebenswelten Lehndorff“ für die großzügige Überlassung von Material und ihre geduldige fachliche Begleitung.

Dr. Andreas Kossert, Dr. Joachim Mähnert und Dr. Ewa Lewandowska für Rat und Unterstützung. Bernadeta Kuklinska, die uns auf den Masurenreisen als Dolmetscherin begleitet hat. Cornelia Pieper, Generalkonsulin in Gdansk, für ihren nimmermüden, an-

steckenden Enthusiasmus für Steinort. Der „Fundacja Borussia“ in Olsztyn, vor allem Kornelia Kurowska, für ihr Vorbild und vielfältige Inspirationen. Der Lehndorff-Gesellschaft für ihr Wohlwollen und mancherlei Zuarbeit. Dr. Jörn Barfod, Kurator im Ostpreußischen Landesmuseum, für archivalische Mühen. Dem Autor Jörn Jakob Rohwer für anregende Gespräche. Michael Meyer von der Kreisgemeinschaft Angerburg für Hilfe bei Recherchen. Andrzej Rzempoluch vom Muzeum Warmii i Mazur in Olsztyn, der uns mit geretteten Gemälden aus Schloss Steinort bekannt gemacht hat. Professor Kilian Heck für wertvolle Fotos, ebenso Irene Brauer von der Marion Dönhoff Stiftung, Jürgen Soetig sowie Anke Eis vom Ingenieurbüro Jäger. Marta Wojciechowska vom Museum in Kętrzyn als Gastgeberin der Premiere unseres Projekts in der Region.

Erschienen am 09.05.2022

<https://www.copernico.eu/de>

1. **Ulla Lachauer** - Geboren 1951 im westfälischen Ahlen. Historikerin, Buchautorin und Dokumentarfilmerin. Bewandert in Mittel- und Osteuropa, vor allem im früheren Ostpreußen. Ausgewählte Buchtitel: „Paradiesstraße. Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit“, Reinbek 1996. „Die Brücke von Tilsit“, Reinbek 1994, Ostpreußische Lebensläufe“, Reinbek 1998, „Ritas Leute. Eine deutsch-russische Familiengeschichte“, Reinbek 2002. <https://ulla-lachauer.de/>

Ulla Lachauer hat die Texte der „Steinorter/Sztynorter Migrationsgeschichten“ geschrieben und zusammen mit Agata Kern recherchiert.

2. **Agata Kern** Geboren 1967 in Angerburg/ Węgorzewo in Masurien, aufgewachsen in Steinort/ Sztynort und Rastenburg/ Kętrzyn.

Studium der Rechtswissenschaft in Warschau und Köln sowie der Slawistik und osteuropäischen Geschichte. Seit 2008 Kulturreferentin am Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg. Sie hat das Projekt „Steinorter/Sztynorter Migrationsgeschichten“ erfunden, dafür recherchiert, organisiert und übersetzt – und hat ihre eigene Familiengeschichte und die ihres Kindergartens eingebracht.



Am Anfang stand die Erinnerung an eine glückliche Kindergartenzeit in Sztynort, im sozialistischen Polen der frühen 1970er Jahre. Agata, das Mädchen von damals, konnte sie nie vergessen.

STEFAN TYMIEC JUNIOR

Kinderheimat Steinort und der lange Weg in den Westen

Ulla Lachauer, Agata Kern

Im Juli 1950 ist Stefan Tymiec in Sztynort geboren.

„Ich hatte eine glückliche Kindheit“, sagt er. Von den Tragödien, die seine Eltern durchlebt hatten, spürte er kaum etwas. Seine Mutter war eine Deutsche, die 1945 in der Heimat geblieben war. Sein Vater Ukrainer, einer von vielen Zwangsumgesiedelten aus dem Südosten Polens. Acht Jahre dauerte Stefans Kinderglück, dann brach die Familie Richtung Westen auf.

Eine Familie zwischen Ost und West

Siebzig ist Stefan Tymiec heute, noch immer beruflich aktiv. Ort des Gesprächs: seine Wuppertaler Arztpraxis. Zwischendurch setzt sich sein hundertjähriger Vater, Stefan Tymiec Senior, zu uns. „Die Hebamme kam vom Feld gelaufen, da guckte ich schon halb raus“, erzählt der Sohn. Und der Vater fährt fort: „Sie hatte noch schmutzige Hände und legte das Kind in meine Arme“. Sie lachen im Duett, offenbar haben die beiden eine innige Beziehung. Stefan war der erstgeborene Sohn. Später kamen noch zwei Brüder und eine Schwester dazu. Auf dem Foto vom Sommer 1951 ist er herausgeputzt wie ein kleiner Prinz. „Die Kniestrümpfe sind aus aufgerebelten Säcken der UNRRA gestrickt“, der Nothilfe und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen.

Stefans Mutter Aurelia war Ermländerin. Eine geborene Milkus, römisch-katholisch, mütterlicherseits Deutsche, ihr verstorbener Vater war ein preußischer Litauer. Am Ende des Kriegs hatte ihre Mutter Gertrud entschieden, in der Heimat zu bleiben, wo sie sich

auskannte und es genügend zu essen gab.

Mutter und Tochter hatte es nach Sztynort verschlagen. Dort traf die damals sechzehnjährige Aurelia auf Stefan Tymiec. Sie war Melkerin in der Kollektivwirtschaft. Er war Traktorist, ganze zwölf Jahre älter, ein Bauernsohn aus Horyniec im Karpatenvorland

Auch er aus einer ethnisch gemischten Region, der Vater Ukrainer, die Mutter Polin. 1947, im Zuge der „Aktion Weichsel“, war die Familie in einem Viehwaggon nach Masuren, eines der sogenannten „wiedergewonnenen Gebiete“, transportiert worden. Stefan Tymiec wollte Aurelia Milkus sofort, sie widerstrebte zunächst. Hochzeit war im September 1949. Ein ungleiches Paar – Alter, Konfession (er war griechisch-katholisch), Sprache, da musste so Einiges überbrückt werden. Im Alltag redeten die Eheleute Deutsch miteinander. Während des Krieges hatte Stefan Tymiec anderthalb Jahre in den Kaligruben an der Werra gearbeitet, „freiwillig“, wie er stets betonte. Ihn lockte das Abenteuer. Einer, der sich überall zurecht fand und schnell lernte. Auf dem Hochzeitsfoto sieht er - mit dunklem Bärtchen, im geräumigen Anzug - ein wenig aus wie Charlie Chaplin.

Bis zum siebten Lebensjahr sprach Stefan Junior nur deutsch, die Sprache seiner Mutter und der Oma, die bei ihnen lebte. Dass sein Dorf bis vor kurzem zu Deutschland gehört hatte, wusste er damals nicht. „Lehndorff? Nie gehört! Das Schloss war für mich ein ganz normales Gebäude. Da wohnten die Vorgesetzten meiner Eltern, da war der Speiseraum für die Arbeiter und ein Laden.“

Genauer erinnern kann er sich nur an das Erntedankfest. Dann pilgerte die Familie in Sonntagskleidung auf den Schlossberg, dort wurden auf großen Tablettis belegte Brötchen serviert. „Ein Glückserlebnis. Wir kannten ja nur selbstgebackenes Brot.“

„Alles in meiner Kindheit“, sagt der 70jährige, „war schön und bunt. Die Wiesen, der Wald und die Seen. Die Blumen an den Zäunen, die ich meiner Mutter zum Geburtstag gepflückt habe“.

“Stefan war fünf Jahre alt, als die Mutter an Brustkrebs erkrankte. Er erinnert sich noch, wie sie aus dem Krankenhaus heimkehrte. „Sie zeigte mir ihren Verband und sagte: ‚Mama hat Aua‘. Und ich soll gesagt haben: ‚Wenn ich groß bin, werde ich Arzt und dich heilen‘.“

Trauriges zum Guten wenden, das wird ein Lebensthema von Stefan Tymiec werden.

Am ersten Schultag konnte er kein Wort polnisch. Etwa einem Viertel der Klasse ging es ähnlich. Zum Glück war sein Lehrer zweisprachig, „der hat uns immer gedolmetscht“.

In der Schule war er „der Deutsche“, musste sich gegen die polnischen Jungen zur Wehr setzen. Und gute Noten erobern, das war nach Meinung seiner Eltern der beste Schutz.

Oft hörte er die Erwachsenen von der Ausreise nach Westdeutschland reden, zu den Verwandten nach Remscheid-Lennep oder Düren. Dass die Familie auf „gepackten Koffern“ saß, hat er erst später verstanden. Ein Antrag nach dem anderen war abgelehnt worden. Jedes Mal führten die polnischen Behörden ins Feld, dass Gertrud Milkus 1946 ein Dokument unterschrieben hatte, dass sie bleiben wolle, daher polnische Staatsbürgerin sei.

In Sztynort war das Leben arm, ohne Zukunft. So zog die Familie 1958, wie schon andere Ausreisewillige, nach Słubice um, das Grenzstädtchen im Westen Polens. Ein erster Schritt zum Ziel: Vom Ufer der Oder konnte man das ostdeutsche Frankfurt sehen. Vater Stefan arbeitete als Nähmaschinenschlosser in einer Fabrik. Mutter Aurelia, die nach drei Söhnen ein Mädchen geboren hatte, als Näherin. Am wichtigsten war ihnen die Schulbildung der

Kinder: Lernt, damit ihr es mal besser habt! Lernt, sonst bleibt ihr Außenseiter!

Obwohl das Geld knapp war, schickten sie sie zur Musikschule. „Meine Mutter hat viel gesungen. Ihr Lieblingsinstrument war das Akkordeon, deswegen hat sie uns Kinder zum Akkordeonunterricht angemeldet.“ Nebenbei halfen die Kinder in der kleinen Landwirtschaft. Eine Kuh und ein Schwein hatten sie, und Hühner, zogen Gemüse und Obst für den eigenen Bedarf. Dazu einige Dutzend Bienenvölker, seit seiner Jugend in Horyniec imkerte Vater Stefan. Der Honig, bis zu 1000 Kilo im Jahr, brachte ein gutes Zubrot ein.

„Armut verbindet. Reichtum entbindet.“ Sagt Stefan Tymiec Junior. Auch der katholische Glaube und die strikte Ablehnung des Kommunismus hielten die Familie zusammen.

1968 siedelte die Familie nach Eisenhüttenstadt um – wieder ein Stück westwärts. Noch in Słubice hatte Stefan Abitur gemacht. Er träumte davon, Medizin an der berühmten Humboldt-Universität in Ost-Berlin zu studieren. Sein Deutsch ließ zu wünschen übrig, und er war seit seiner Umsiedlung staatenlos. Irgendwie schaffte er es, alle Hürden zu überwinden. „Ich war ein mutiger Kerl zu der Zeit.“ An der Charité lernte er Anemone, eine Medizinstudentin aus Sachsen, kennen. Hoffnungsfrohe Jahre – Liebe, Freundschaften, Großstadtleben, doch die innere Unruhe blieb. Stefan Tymiec fing an, sich für Steinort und seine Geschichte zu interessieren. Zum ersten Mal las er etwas über Heinrich von Lehndorff, das missglückte Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944.

Kurz vor seiner Approbation, im Mai 1974, heiratete Stefan Tymiec „unter der Aufsicht von Erich Honecker“ seine Freundin Anemone. Jetzt wurde es Zeit! Während der junge Arzt

am Krankenhaus in Köpenick Erfahrung sammelte, schmiedete das Paar Fluchtpläne. Alle Tymiec wollten „nachm Westen“. Im Oktober 1976 wagten sie es. In zwei Gruppen wollten sie über die ČSSR nach Österreich, Treffpunkt: Wien. Anemone, im zweiten Monat schwanger, und Stefan, sein jüngerer Bruder Marian mit Freundin scheiterten. Versteckt in einem LKW wurden sie in der ČSSR entdeckt und verhaftet. Ein Albtraum! Drei Jahre und zehn Monate Gefängnis standen ihnen bevor, den Frauen etwas weniger. Zur Entbindung wurde Anemone vorübergehend freigelassen. Hendrik kam im Juni 1977 zur Welt, im Dezember musste die Mutter ihn in ein Kinderheim abgeben.

Im März 1978 kaufte die Bundesrepublik die Vier vorzeitig frei. Erst am Nikolaustag konnten Stefan und Anemone Tymiec ihren Sohn in die Arme schließen. „Da hab‘ ich Hendrik zum ersten Mal gesehen.“ Noch heute treten ihm die Tränen in die Augen. „Ich habe alles Rote gehasst. Jahrelang konnte ich nicht mal einen roten Pullover tragen.“

Endlich angekommen! In der Freiheit! Bei der Familie in Remscheid! Der zweite Sohn, Patrick, auf der Welt! Ärmel hochkrempeln, das konnten sie.

Wuppertal – Neubeginn und Heimweh

1980 eröffneten Stefan und Anemone Tymiec eine eigene Praxis in Wuppertal. Anfangs kamen die Patienten nur zögerlich, „weil unser Name ausländisch klang“. Doch als 1981 in Polen das Kriegsrecht verhängt wurde, kamen zahlreiche Spätaussiedler und Dissidenten in die BRD, auch ins Bergische Land – da war ein polnisch sprechender Arzt gefragt.

Für das Mediziner-Ehepaar genau die richtige Aufgabe und ein florierendes Geschäft. In nur einem Jahrzehnt haben Stefan und

Anemone Tymiec ihre ehrgeizigen Ziele erreicht. Die Söhne Hendrik und Patrick traten später in ihre Fußstapfen, wurden ebenfalls Ärzte. Der lange Weg in den Westen, er hatte sich gelohnt. Und die große Geschichte gab ihnen recht: Am 9. November 1989 saßen sie fassungslos vor dem Fernseher. „Wir konnten es nicht glauben, und das alles ohne einen einzigen Schuss, ohne Tote.“ Die Mauer war gefallen. Ein kommunistisches Regime nach dem anderen brach zusammen.

Noch hatte die Familie im Land ihrer Träume nicht vollends Wurzeln geschlagen. Doch jetzt richtete Stefan Tymiec seinen Blick wieder zurück, nach Osten. Was passiert in Polen? Wo sind die alten Freunde geblieben? In Słubice, Sztynort? Im Sommer 1990 reiste Stefan Tymiec wieder nach Masuren und verliebte sich aufs Neue in die Landschaft seiner Kindheit. Er nahm das Lehndorffsche Schloss in seiner Größe und Schönheit wahr. Es stand leer, das Dorf zu seinen Füßen war arm wie eh und je.

Was Stefan Tymiec sah, forderte seinen Unternehmergeist heraus. Medikamente fehlten, also brachte er beim nächsten Mal welche mit. Zwei, drei Jahre lang belieferte er Apotheken mit Aspirin und Vitaminen, bis die großen Händler ihn verdrängten.

Warum nicht in Schloss Steinort investieren? Das Hauptgebäude war zu groß „ein Fass ohne Boden“. Aber der alte Speicher schien von solider Substanz, geeignet vielleicht für ein Hotel mit Gastronomie. Tymiec war einer der ersten, der Pläne machte für eine Wiederbelebung des historischen Ortes. Bis ins Kleinste hat er zusammen mit einem Architekten das Gebäude untersucht, alles penibel durchgerechnet – und ließ dann die Finger davon. Zu unklar die Eigentumsverhältnisse, zu viel Korruption im Spiel.

Anfang Vierzig war er damals, ein Mann in den besten Jahren. Fort-

an lebte er bewusst und aktiv zwischen den Welten – zwischen West und Ost, erfolgreicher Karriere und der Sehnsucht, seine Ursprünge zu verstehen. „Steinort ist meine Urheimat“, sagt er. „Ich bin ein Deutscher, letztendlich“, dessen ist er sich heute sicher. „Veredelt durch andere Kulturen“, die litauische, polnische und ukrainische.

Polnisch ist der größte Teil seines Akkordeonrepertoires. Seinen Gästen zeigt Stefan Tymiec gern den masurischen Findling vor seinem Haus und die „Papierowki“ hinten im Garten, „Papieräpfel“ aus einer polnischen Baumschule.

Vor acht Jahren hat er seinen hochbetagten Vater zu sich nach Wuppertal geholt. Durch ihn ist die ukrainische Vergangenheit im Alltag präsent, Horyniec, das Dorf im Karpatenvorland. „Mein Vater hat mich nach der Geburt in die Arme genommen“, sagt Stefan Tymiec Junior, „und er wird in meinen Armen sterben.“

Erschienen am 25.04.2022

<https://www.copernico.eu/de/>



Stefan Tymiec Senior (100) und Stefan Tymiec Junior (70), hinter ihnen der masurische Findling. Ulla Lachauer, [Rechte vorbehalten - freier Zugang](#)

Stefan Pioskowik

Die kürzeste Nacht

Die kürzeste Nacht

Auch des Mondes Wacht

Haben uns den Sommer eingeläutet

Wissend was uns diese Jahreszeit bedeutet

Die Sonne pur

Auf dem Schoß der Natur

Auch der fernen Länder Kultur und Küche

Unserer sommerlichen Freude ständige Ausbrüche

Der längste Tag

Im Schatten des Windes lag

Es hat keinen Sinn es zu deuten

Was mochte er uns damit andeuten (Juni 2022)

Gleich oder ähnlich denken

Gleich oder ähnlich denken

Das schönste von allen Geschenken

Das man selbst gibt oder bekommen kann

Es handelt sich um keinen ausgeklügelten Plan

Gleich oder ähnlich fühlen

Das schönste von allen Gefühlen

Das was man beiderseits empfindet

Den Weg in zwei Herzen unbeirrt findet

Gemeinsam leben

Täglich schenken und geben

Freude und Kummer durch zwei teilen

Sich gegenseitig treu lieben und wirksam heilen (Mai 2022)

„Moje Prusy Wschodnie“ – H. H. Kirsts „Deutschland, deine Ostpreußen“ wieder auf Polnisch

Von Grzegorz Supady

Der 1914 in Osterode geborene Bestseller-Autor Hans Hellmut Kirst ist kein dem polnisch sprachigen Publikum unbekannter Autor. Fast alle seine Romane, deren Handlung meistens in der Zeit des Zweiten Weltkrieges angesiedelt ist, wurden schon sehr früh ins Polnische übertragen. Anders geschah es mit seinem Buch „Deutschland, deine Ostpreußen. Ein Buch voller Vorurteile“, in dem Kirsts Einstellung zum Ostpreußentum reflektiert wird. Schon der Titel ist aus vielerlei Gründen nur schwer ins Polnische übertragbar, da er in der deutschen Sprache und Kulturgeschichte einen anderen Stellenwert hat, als man sich denken könnte, besonders wenn man versuchen würde, dessen Kontextnachzuvollziehen.

Erst 1995 erschien also die polnisch sprachige Fassung des Buches „Moje Prusy Wschodnie. Książka bardzo stronnicza“. Jene Übersetzung gilt aber in vielerlei Hinsicht als unzulänglich. Daher wurde es erforderlich, das Buch wieder mal neu übersetzen zu lassen.

Im Titel der neuen Ausgabe, die vom renommierten Verlag Retman in der Reihe Moja Biblioteka Mazurska herausgebracht worden war, wurde der Begriff „Prusy Wschodnie“ statt „Wschodnioprusacy“ ebenfalls aufgenommen, obwohl Kirst in erster Linie die Bewohner dieser Provinz im Sinne hatte.

Der Auftraggeber der neuen Übersetzung ist Waldemar Mierzwa, Inhaber des im masurischen Dąbrówno (Gilgenburg) tätigen Verlagshauses Retman, der selbst mehrere Veröffentlichungen über Masuren verfasst hatte. Die neue Übersetzerin heißt Anita Heigelmann-Siemieńska, die sich inzwischen auch als Lehrbuchautorin einen Namen machte.

Ein aufschlussreiches Nachwort und die vielen so brauchbaren Fußnoten, ohne die das Verständnis mancher Buchpartien sehr erschwert wäre, sind Prof. Mirosław Ossowski vom Institut für Germanistik an der Universität Danzig (UG) zu verdanken.

In seinem Ansatz scheint Kirst wohl auf die berühmten Masuren-Geschichten von Siegfried Lenz „So zärtlich war Suleyken“ anzuspielen. Dadurch kommt vor allem der Sinn für Humor der ostpreußischen Bevölkerung zum Vorschein. Man darf dabei etwa nicht vergessen, dass Friedrich Wilhelm Voigt, ein aus Tilsit stammender Schuster, eine tatsächliche Vorlage für den erdichteten Helden der berühmten Komödie von Carl Zuckmeyer „Hauptmann von Köpenick“ war!

So stellt Mirosław Ossowski den Inhalt des Bandes auf dem Buchumschlag vor:

„Hans Hellmut Kirsts Buch besteht aus 30 Kapiteln, die einen essayistischen und humorvollen Charakter haben. Der Verfasser vereinte in einer Sammlung geschichtliche Schilderungen, die dem Leser die Wirklichkeit aus der Zeit vor 1945 in einer witzigen Form näherbringen, mit den fiktiven Erzählungen, die mitunter in einer recht bizarren Weise die Denkart der früheren Bevölkerung Ostpreußens zeigen. Er stellte vor allem diejenigen Landschaften und

Orte vor, die ihm besonders nahestanden. Seine Texte bestechen für ihre auf fallende Bildhaftigkeit und eine gekonnte Fähigkeit, verschiedene Menschentypen zu portraituren. Spürbar ist auch Kirsts persönlicher Ton, der an eine Art Bekenntnis denken lässt“.

Dank der Neuherausgabe, die sich durch ihre prachtvolle Aufmachung von vielen anderen Veröffentlichungen auf dem Buchmarkt unterscheidet, wird es also wieder mal möglich, in die einmalige Atmosphäre einer längst untergegangenen Welt einzutauchen. Das Buch zeugt zugleich von einem erstaunlichen Bedürfnis vieler zeitgenössischer Einwohner von Ermland und Masuren, sich mit der Geschichte ihrer Region vertraut machen zu wollen. Zwar distanzierte sich Kirst gewissermaßen zu seiner Heimat, indem er den Untertitel „Ein Buch voller Vorurteile“ verwendete, aber sein Buch wird bestimmt vielen Menschen verhelfen, ihre eigenen Vorurteile gegenüber dem so einzigartigen Menschenschlag, wie es die Ostpreußen sicherlich waren, abzubauen.

Im letzten Kapitel des Buches, betitelt „Abschied ohne Wiedersehen“, fasste Kirst seine Erwägungen folgendermaßen zusammen: „Hunderttausende haben eine Heimat verloren, ohne ihre Hoffnung darauf völlig aufgeben zu können. Doch für nicht wenige von ihnen ist diese wachende Sehnsucht zu einem sich immer mehr verflüchtigenden Traum geworden. Doch solange sie noch können, geben sie sich dem immer wieder, bereitwillig, hin. Denn sie beginnen zu erahnen, was sie wirklich verloren haben“ (nach: „Deutschland, deine Ostpreußen“, München 1988, S. 156). Das obige Zitat stammt aus meiner eher als bescheiden zu bezeichnenden Taschenbuchausgabe des zu besprechenden Buches, des-

sen stolzer Besitzer ich schon seit genau 33 Jahren bin. Es war nämlich eines der ersten deutschsprachigen Bücher zur Region, das ich eigentlich lesen konnte. Damit ist ein kleines, nahezu anekdotisches Geschichtchen verbunden.

1989, also im Jahr der politischen Wende in Osteuropa, reiste ich zum ersten Mal zu einem Sprachkurs in die Bundesrepublik Deutschland. Alle Teilnehmer bekamen von den Förderern und Organisatoren ein einmaliges Angebot, sich einige Lehrbücher „von drüben“ zu bestellen, die ihnen dann bezahlt wurden. Ich bestand damals auf die Bestellung von Kirsts Buch. Meine Bitte stieß anfangs aus irrenden mir heute nicht mehr verständlichen Gründen auf Ablehnung. Letztendlich ging aber mein Wunsch in Erfüllung und so konnte ich mich nach der Rückkehr in die von Kirst hervorgezauberte Welt des alten Ostpreußenvertiefen.

Oft habe ich in meiner Publizistik den Spruch „Habent sua fata libelli“, das zu bedeuten hat: „Auch die Bücher haben ihre Schicksale“, benutzt. Nicht anders war es also auch in diesem Fall.

Desto mehr freue ich mich über das Erscheinen der Neuübersetzung in einer so hervorragend bearbeiteten Ausgabe des Verlags Retman, die von drei Förderern unterstützt wurde: der Firma Ekobud, der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und der Osteroder Gesellschaft der Deutschen Minderheit „Tannen“.

2. Kapitel: Die freudigen Festteilnehmer

Von Hans Hellmut Kirst

Was immer auch geschehen mag – Feste müssen gefeiert werden. Wie sie fallen. Und wenn auch einer fällt, oder eben mehrere – jeder Anlaß, ein Fest zu feiern, ist uns willkommen. Bekenntnis eines Ostpreußen. Da gab es in jedem Menschenleben Ereignisse, die ihm sicher waren. Etwa die Geburt und der Tod. Überall in der Welt ist das so – und zumeist wird das mehr oder weniger ergebnis hingegenommen.

In Ostpreußen aber war das eine wie das andere in erster Linie zunächst nichts als ein Anlaß, wieder einmal ein Fest zu feiern. Die Geburt eines Menschen muß nicht in jedem Fall ein reines freudiges Ereignis sein – doch in Ostpreußen war es das immer. Völlig gleichgültig dabei, ob nun dieses Kind ersehnt war oder nur unvermeidlich gewesen ist. Ob es ein Erbe sicherte oder keinen benennbaren Vater besaß. Ob es vor praller Gesundheit nur so strotzte oder kalkbleich, sich erbrechend, in den Windeln lag. Seine Ankunft wurde gefeiert. Nicht anders, wenn der Tod nach einem Menschen gegriffen hatte. Unter welchen Umständen auch immer. Ein Mensch mochte ertrinken, unter die Räder geraten sein, sich ein Gewehr in den Rachen abgefeuert haben; er konnte von Wellen Alkohols ins Jenseits geschwemmt worden oder in einem fremden Bett verendet sein – um Details bekümmerte sich niemand sonderlich. Hauptsache: das Fest.

So was als eine spezielle ostpreußische Abart von Toleranz zu bezeichnen, fühle ich mich immer wieder versucht. Bei uns konnte geschehen, was auch immer – Gewaltanwendung und Verführung,

Geistlichenlästerung und Totschlag sogar; selbst Mangel an Patriotismus war denkbar. Unsere Landsleute pflegten dann gewöhnlich zu sagen: „So was kann schließlich immer mal vorkommen – wo wir doch Menschen sind.“

Was war denn überhaupt in unserem Bereich vorstellbar, das schließlich nicht als „menschlich“ bezeichnet worden wäre? Vermutlich nur eins: das fehlende Verlangen, dennoch ein Fest zu feiern.

Ein schon in meiner Jugend, in den zwanziger Jahren gängiger „Völkerwitz“ besagte etwa – gefällig abgewandelt und ergänzt: Ein Ostpreuße: ein Philosoph.

Zwei Ostpreußen: zwei Rudel Patrioten. Drei Ostpreußen: mindestens ein Fest, möglicherweise drei – wenigstens doch eins von drei Tagen Dauer. So wurden denn bei uns alle erdenklichen Feste denkbar freudig gefeiert.

Bei einer Geburt hieß es: „Er kann von Glück sagen, daß er dieses Leben noch vor sich hat.“ Bei einem Todesfall hieß es: „Er kann von Glück sagen, daß er dieses Leben hinter sich gebracht hat.“

An so viel Glückseligkeit lebhaften Anteil zu nehmen, war jedermann jederzeit freudig bereit. Doch was alles lag dann noch zwischen Wiege und Bahre?

Da hatte jedes Menschenkind, Jahr für Jahr, einmal Geburtstag. Hinzu kamen, für die ganze Familie, die segensreichen Feiertage der Kirche, die bezeichnenderweise nur „Festtage“ genannt wurden – zunächst Ostern, dann Pfingsten, und nicht zuletzt Weihnachten. Wer nicht spätestens am ersten Weihnachtstag drückende Magenbeschwerden verspürte, der durfte bei uns als nicht völlig normal gelten. Und das wollte niemand. Bereits am späten Heiligen Abend pflegten wir Kinder nach übermäßigem Marzipangußwonnig

vor uns hinzu stöhnen. „Es hat ihnen gefallen“, registrierten dann die Elternsachverständig und überaus zufrieden – ein, wie immer, gelungenes Familienfest hatte stattgefunden. Sie dachten dabei bereits an den ersten Weihnachtstag – da trafen sich die nächsten Verwandten. Am zweiten Weihnachtstag wurden Freundschaften gepflegt – und auch die waren immer zahlreich. Am dritten Weihnachtstag pflegte die ferne Verwandtschaft nicht minderintensiv abgespeist zu werden. Dann kamen die geruhsamen Tage der Verdauung — sie fanden zwischen Bratenschüsseln, Brotbergen und Gebirgen von Süßigkeiten statt. Zur Anregung weiterer Magentätigkeit diente scharfer, mindestens fünfzigprozentiger Schnaps; und der wurde, damit „es schneller ging“, nicht in Flaschen, sondern in Krügen serviert.

Diese Zeit der Mäßigung dauerte bis zum Silvesterabend. Dann begann das alles noch einmal; möglichst noch intensiver, mit Sicherheit ungetrübt genuß bereit — sie feierten ihre Feste, bis sie fielen. Und am Neujahrstag ging das so weiter. Doch damit hatte unser ostpreußisches Jahr gerade erst richtig angefangen.

Aus:

Hans Hellmut Kirst „Deutschland deine Ostpreußen“

2009

„Internationale Musiktage in Warpuhnen“

vom 04.08.-07.08.2022

unter der Schirmherrschaft von Cornelia Pieper,
Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig

Donnerstag, 04.08.2022

16.00 Uhr Einführung in die „Internationalen Musiktage in Warpuhnen“ durch die Schirmherrin Cornelia Pieper, Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig, Pastor Fryderyk Tegler, Agata Kern und Kerstin Harms mit einer Präsentation der Kirche

16.30 Uhr Orgelkonzert mit Dr. Susanne Borrek

17.00 Uhr Streichensemble und Gesangsband; Leitung: Cezary Nowakowski

18.00 Uhr Eröffnung der Fotoausstellung mit Bildern von Alfred Siwik aus dem Warpuhner Kirchspiel

Freitag, 05.08.2022

16.00 Uhr Bern Stein mit Liedern aus Ostpreußen und den dazugehörigen Erklärungen

17.00 Uhr Sorquittener Gespräch mit dem Referenten Dr. Ralf Meindl zum Thema: „Die Geschichte von Ermland und Masurien am Beispiel von Olsztyn/Allenstein“

18.00 Uhr Empfang mit einem kleinen Imbiss vor der Kirche

Samstag, 06.08.2022

11.00 Uhr Konzert mit Sebastian Bluth (Bariton) und Karen Sokoll an der Orgel

12.00 Uhr Vortrag des Orgelbaumeisters Andrzej Kowalewski „Orgellandschaft der Firma Terletzki“ aus Elbing am Beispiel der Orgel in Warpuny“

12.30 Uhr Gemeinsames Mittagessen

13.30 Uhr Jugend Tanz- und Singgruppe Sukces; Vorführung am See

15.00 Uhr Orgel und Violine mit Ruslan Kozyenko und Sylwia Szlandrowicz

16.00 Uhr Kaffeepause

17.00 Uhr Orgelkonzert mit Prof. Dr. Neithard Bethke und Altistin Anja Uhlemann

Sonntag, 07.08.2022

10.00 Uhr Festlicher Ökumenischer Dankgottesdienst mit Bischof Pawel Hause, den Pastoren Fryderyk Tegler und Krzysztof Mutschmann, Matthias Böhlert, Kirchenmusikdirektor (Orgel), Bern Stein (Solist) und Kerstin Harms (Trompete)

Mitwirkende:

Organisten:

Prof. Dr. Neithard Bethke (Kirchenmusikprofessor, Komponist, Cembalist, Organist,

Chorleiter und Dirigent) Zittau/ Deutschland

Matthias Böhlert (Kirchenmusikdirektor, Komponist, Cembalist, Organist, Chorleiter und Dirigent)Salzwedel/ Deutschland

Dr. Susanne Borrek(Organistin) Uelzen/ Deutschland

Karen Sokoll (Organistin) Potsdam/ Deutschland

Ruslan Kozynko (Organist) und *Sylvia Szlandrowicz* (Violine) Warpuny/ Ukraine

Solisten

BernStein/ Bernd Krutzinna (Gesang) Plön/ Deutschland

Sebastian Bluth (Bariton/ Organist) Berlin/ Deutschland

Anja Uhlemann (Altistin) Görlitz/ Deutschland

Kerstin Harms (Trompete) Grünhagen/Deutschland

Chöre

Streichensemble und Gesangsband; Leitung: Cezary NowakowskiMragowo/ Polen

Jugend Tanz- und Singgruppe Sukces; Leitung: Agata Dowhań Mragowo (Polen)

Cornelia Pieper/Generalkonsulin

Agata Kern/ Kulturreferentin



Kerstin Harms/ Vorsitzende



Oma Kulissek

Von Siegfried Burghardt

Oma Kulissek lebte auf ihrem Altenteil unter einem Dach mit Sohn, Schwiegertochter und einem Enkel. Die rüstige Bäuerin war eine Oma für Kinder von verschiedenen Familien. Sie beaufsichtigte die Kinder, wenn die Eltern außer Haus waren. So hatten eines Tages auch Siggi und seine drei Geschwister das Vergnügen, von der Respekt einflößenden Frau betreut zu werden.

Als sie auf dem Hof erschien, wo die Kinder spielten, zeigte sie mit ihrem Spazierstock in Richtung Stall und fragte vorwurfsvoll:

„Wieso sind die Hühner noch eingesperrt? Hört ihr gar nicht, wie sie gackern?“

Siggi lief eilig zur Stalltür. Sie war verschlossen. Bevor die Mutter in die Stadt fuhr, hatte sie vergessen, das Federvieh herauszulassen.

Als Siggi den Schlüssel nicht finden konnte, wandte er sich an die alte Frau:

„Der Stallschlüssel ist weg. Die Klappe zur Hühnerleiter ist nur von innen zu öffnen, damit keine fremden Tiere eindringen können.“

Auch die gemeinsame Schlüsselsuche blieb erfolglos. Die Hühner wurden immer unruhiger.

Oma umrundete den Stall und entdeckte auf der anderen, dem Garten zugewandten Seite in etwa zwei Meter Höhe ein kleines, offenes Fenster. „Ich glaube, du passt da durch“, wandte sie sich

an Siggis Bruder Ossi. Er war nicht abgeneigt, es zu wagen. Siggi bildete mit gefalteten Händen eine Diebesleiter, die Ossi erfolgreich als Stufe benutzte.

Während er beide Arme durch die Fensteröffnung steckte, hing er hilflos strampelnd am Gemäuer. Spannende Frage: Passt er durch? Siggi ergriff seine Beine und schob ihn langsam, nach oben. Die Öffnung schien groß genug zu sein. Der entscheidende Schub, der Ossi im Stall verschwinden ließ, kam von Oma Kulissek. Mit dem bogenförmigen Ende ihres Spazierstocks drückte sie mit aller Kraft gegen seinen Allerwertesten, auch auf die Gefahr hin, dass sie empfindliche Körperteile in Mitleidenschaft zog. Flugs verschwand er im Loch.

Wie die Landung im Stall erfolgte, konnte man nur vermuten. Glücklicherweise stieß er keinen Hilfeschrei aus. Die Hühner konnten befreit werden, und Ossi musste auf demselben Weg den Stall verlassen, da er nicht durch die Hühnerklappe passte. Als er mit dem Kopf voran am Fenster erschien, war das Schlimmste überstanden. Ein unfreiwilliger Kopfsprung wurde dadurch vermieden, dass Siggi und Oma ihn auffingen.

An jenem Tag machten die vier Geschwister noch Erfahrung mit Omas Kochkunst.

„Was esst ihr denn gern zu Mittag?“, fragte sie die Kinder. Das wurden sie nicht häufig gefragt. Meist mussten sie essen, was auf den Tisch kam. Alle wünschten sich Klöße, weil ihnen fast immer Kartoffeln vorgesetzt wurden. Die Vorfreude war groß und die Erwartungshaltung enorm, als Oma zu Tisch bat. Mit hungrigen Mäulern schauten sie begierig auf den dampfenden Topf. Oma ser-

vierte mit einer Kelle jedem einen großen Kloß mit Grießsuppe auf den Teller. Die Kinder schauten sich verdutzt an.

„Wieso kochst du die Klöße in der Grießsuppe?“, fragte Siggie kopfschüttelnd.

„Das sind doch Grießklöße“, kam prompt ihre Antwort. Sie schaute in vier enttäuschte Gesichter. Grießsuppe war das Allerletzte für sie und Grießklöße erst recht. Siggie stocherte lustlos in einem Kloß herum und stellte fest, dass er innen noch nicht durchgegart war. Ossi führte einen Happen zum Mund, um ihn gleich wieder auszuspuken.

„Ihr wolltet doch Klöße haben. Wieso schmecken sie euch nicht?“, fragte Oma Kulissek verärgert.

„Aber keine Grießklöße, wir mögen Grieß überhaupt nicht“, begründete Siggie die Appetitlosigkeit.

„Dann hättet ihr das genauer sagen müssen“, äußerte sich die alte Frau voller Enttäuschung. Immerhin gab es noch Möhrengemüse, so dass sie nicht völlig hungrig den Tisch verließen.

Oma Kulissek war nicht nur eine Ansprechpartnerin für Kinder, sondern auch für ratsuchende Erwachsene. Für manche Dorfbewohner war sie für Fragen zur Astrologie, zum Aberglauben sowie zur Hexenaustreibung zuständig. Außerdem vertraute man ihren Kenntnissen über Heilkräuter und Pilze. Manche Eltern befragten sie nach der Konstellation der Gestirne zur Zeit der Geburt ihrer Kinder.

In der Regel waren sie mit folgender Antwort zufrieden: „Ihr Kind ist unter einem guten Stern geboren.“

Einige Hausfrauen im Ort konnte sie davon überzeugen, dass man

sich möglichst nicht bei zunehmendem Mond mit der Wäsche herumquälen sollte. So rubbelten viele Wäscherinnen nur bei abnehmendem Mond am Waschbrett, weil sich dann der Schmutz leichter vom Gewebe lösen sollte.

Also kurz gesagt: Mondabnahme förderte Schmutzabnahme. So registrierte man als Folge der Naturverbundenheit nicht nur die naturwissenschaftlich erklärbaren Auswirkungen der Mondphasen auf irdische Vorgänge. Vollmond, Neumond und andere Phasen lieferten auch einen Nährboden für den Aberglauben.

Oma Kulissek mischte dabei tatkräftig mit. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, dass sie auch als Hexenaustreiberin tätig war. Da die von bösen Geistern besessenen Menschen ihren Besuch bei der Frau geheim hielten, drang von dem Hokus-Pokus wenig nach außen.

Wenn das Lorbass-Quartett sich am Dorfteich, einem ihrer Lieblingsplätze einfand, war häufig auch Oma Kulissek in der Nähe. Ihr Haus war nicht weit vom Teich entfernt. Die Kinder gingen gern zu der Frau, weil sie sich Zeit für sie nahm und spannende Geschichten erzählen konnte. An einem Nachmittag im Spätsommer erschien sie am Gartenzaun und winkte die vier zu sich heran. Im verwilderten Bauerngarten standen ein grob gezimmerter Holztisch mit einer langen Bank und ein Schaukelstuhl.

„Setzt euch mal auf die Bank!“, forderte sie die Kinder auf, „ich habe euch Kakao mit Schmand zubereitet.“

Sie blickte in strahlende Gesichter. Kakao mochten alle gern. Wenig später standen vier Becher mit dem dampfenden süßen Getränk auf dem Tisch.

Während die Kinder den verführerischen Kakaoduft einsogen, servierte sie einen Teller mit Kuchen und für sich selbst einen großen, weißen Becher mit Malzkaffee. Beim Anblick des Kuchens ertönte aus allen Kinderkehlen ein Freudenschrei. „Mohnstriezel!“, riefen sie lautstark, sodass die in Tischnähe sitzenden Spatzen erschreckt davonflogen. Diesen Mohnkuchen aus Hefeteig mit ringförmigen Mohnstreifen aßen alle gern. Fast alle Hausfrauen im Dorf buken ihn nach gleichem Rezept: Der Teig wurde ausgerollt und unterschiedlich zubereiteter Mohn in dicker Schicht darübergestrichen. Dann rollte man die Teigplatte zusammen, formte diese brotförmig und buk sie in einem Kastenblech.

Es war keine Überraschung, dass die Kinder den Kuchenteller bis zum letzten Krümel leerten. Im Schaukelstuhl ergriff die rüstige, alte Bäuerin ihren Becher, begutachtete den dampfenden Inhalt mit Wohlwollen und verriet:

„Ich trinke mehrmals am Tag Malzkaffee mit Milch oder Sahne, aber ohne Zucker. Vielleicht ist das auch mit ein Grund, dass ich mich wohlfühle und gesund bin.“

Nach diesem kulinarischen Genuss wandte sich Sigggi an die Bäuerin und erzählte von einem beeindruckenden Erlebnis, das ihm widerfahren war:

„Erinnerst du dich noch daran, dass ich dich vor einigen Wochen um Rat fragte, wie ich meine zahlreichen Warzen auf der linken Hand loswerden könnte?“

„Ja“, antwortete Oma Kulissek, „ich hatte dir geraten, mit einem Stück Zeitungspapier über die Warzen zu streichen und das Papier

anschließend zu vergraben. Dann habe ich dir zugesichert, dass die Warzen verschwinden, sobald das Papier verfault ist.“

„Seht euch die Hand an!“, mit diesen Worten legte Sigggi seine linke Hand demonstrativ auf den Tisch. Sie war warzenfrei. Es gab staunende Gesichter und eine stolze Oma Kulissek.

Gerd hatte noch eine andere Erfolgsmeldung für die Oma parat: „Seitdem ich deinen Vorschlag befolge und das Lesebuch nachts unter das Kopfkissen lege, kann ich gelernte Gedichte und Texte besser behalten.“ Lotte und Sigggi bestätigten diese Erfahrung.

„Reine Einbildung“, wandte Rolf ein, „ich habe es einmal versucht und schlief sehr schlecht, weil das Buch drückte. Vom gelernten Gedicht konnte ich mich nur noch an drei Zeilen erinnern.“

Grinsend versuchte er noch, die zweifelhafte Wirkung dieser Maßnahme lächerlich zu machen: „Ich fürchte um eure Gehirne, wenn die Wörter wie ein Geist durch das Kissen in eure Birne kriechen. Gerd redet bereits manchmal so ein wirres Zeug.“

Gerd konterte prompt: „Ich glaube, du hältst meine klugen Bemerkungen für wirr, weil du sie nicht verstehst.“

Sigggi schaltete sich ein: „Blöder Streit, ihr benehmt euch wie Glumsköpfe.“ „War doch alles nur Spaß“, beschwichtigte Rolf.

Oma Kulissek schmunzelte und machte dazu keine Bemerkung. Sie fand nach den Berichten der Kinder wieder ihre Ansicht bestätigt, dass der Glaube an die Wirkung und die positive Einstellung der Ratsuchenden wesentlich zum Erfolg ihrer Ratschläge beitragen.

Aus:

Siegfried Burghardt: „Drei Lorbasse und ein Marjellchen“.

Ernst Blumenstein

Sommer ist, wenn...

Wenn

Kinder barfuß über Kieselwege laufen,
Taubenschwänzchen aus Umbrien
schwebend Blütennektar naschen.

Wenn

Linden betörenden Duft verströmen,
Spyren über dem Dorf kreischend
ihre forsche Akrobatik zeigen.

Wenn

Heugeruch über den Wiesen liegt,
der den Alltag fernhält
und uns träumen lässt.

<https://www.gedichte-oase.de>

Theodor Fontane

Guter Rat

An einem Sommermorgen
da nimm den Wanderstab,
es fallen deine Sorgen
wie Nebel von dir ab.

Des Himmels heitre Bläue
lacht dir ins Herz hinein
und schließt, wie Gottes Treue,
mit seinem Dach dich ein.

Rings Blüten nur und Triebe
und Halme von Segen schwer,
dir ist, als zöge die Liebe
des Weges nebenher.

So heimisch alles klingt
als wie im Vaterhaus,
und über die Lerchen schwingt
die Seele sich hinaus.

<https://www.gedichtemeile.de/sommer/sommergedichte>

In diesem Heft

- 3 **Grzegorz Supady** - Erster evangelischer Gottesdienst in Stabigotten/Stawiguda seit 1945
- 7 **Copernico. Onlineportal**
- 8 **Ulla Lachauer, Agata Kern** - MIGRATIONS-
SCHICHTEN UM SCHLOSS STEINORT
- 15 **Ulla Lachauer, Agata Kern** - STEFAN TYMIEC JUNI-
OR
Kinderheimat Steinort und der lange Weg in den Westen
- 22 **Stefan Pioskowik** - Die kürzeste Nacht, Gleich oder ähn-
lich denken
- 23 **Grzegorz Supady** - „Moje Prusy Wschodnie“ – H. H.
Kirsts „Deutschland, deine Ostpreußen“ wieder auf Pol-
nisch
- 27 **Hans Hellmut Kirst** - 2. Kapitel: Die freudigen Festteil-
nehmer
- 30 **„Internationale Musiktage in Warpuhnen“ vom 04.08.-
07.08.2022**
- 33 **Siegfried Burghardt** - Oma Kulissek
- 39 **Ernst Blumenstein** - Sommer ist, wenn..
- 40 **Theodor Fontane** - Guter Rat

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.

Moje Prusy Wschodnie



„Moje Prusy Wschodnie“ –

H. H. Kirsts „Deutschland, deine Ostpreußen“ wieder auf Polnisch S.23



„Internationale Musiktage in Warpuhnen“ vom 04.08.-07.08.2022 S.30 Quelle: Internet